

Maria Roselli berichtet in ihrem Buch «Die Asbestlüge» von einem dunklen Kapitel der Glarner Industrievergangenheit. Die «Südostschweiz am Sonntag» hat sich mit ihr getroffen. In einem Buchauszug gibt Rita Feldmann Einblick in ihre vom Asbest geprägte Familiengeschichte.

«Herr Schmidheiny antwortet nicht»

Sechs Jahre lang hat Maria Roselli zum Thema Asbest recherchiert. Nicht überall wurde sie dabei mit offenen Armen empfangen.

Mit Maria Roselli sprach Daniel Fischli

Frau Roselli, Sie haben im Kanton Glarus Nachforschungen angestellt. Wie sind Sie aufgenommen worden?
 Maria Roselli: Die Reaktionen waren sehr unterschiedlich. Manche waren froh, dass einmal jemand versucht, Licht in die Vergangenheit zu bringen. Aber auf der anderen Seite gibt es auch Leute, die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes haben, wenn die Eternit in ein schiefes Licht gesetzt wird.

Man könnte sich vorstellen, dass man in der Teppichetage eher verschlossen war und in den Werkhallen eher offen. Das war aber offenbar nicht so.
 Roselli: Nein, man kann keine solche Grenze zwischen oben und unten ziehen. Ich wurde zum Beispiel vom Eternit-CEO Anders Holte immer sehr höflich empfangen. Und er war bereit, auf meine Fragen zu antworten. Aber es gibt manchmal diese Grenze mitten durch Familien. Einige Familienmitglieder sind bereit, Auskunft zu geben, befürchten aber, dass andere das nicht so gerne sehen. Die Leute fragen sich dann, wie wohl die Schwester oder der Schwager, die vielleicht noch bei der Eternit arbeiten, reagieren.

Im Buch zitieren Sie einen Gewerkschafter mit dem Ausspruch, in Niederurnen herrsche die «Omertà», also die Schweigepflicht der Mafiamitglieder. Haben Sie das auch so erlebt?
 Roselli: Ja. Es brauchte eine gewisse Zeit, bis ein gegenseitiges Vertrauen aufgebaut war und die Leute sich geöffnet haben. Es ist aber noch heute so, dass einige Leute auf keinen Fall über Asbest sprechen wollen.

«In der Schweiz gibt es keine exakten Zahlen.»

Sie beschreiben Versammlungen von ehemaligen Niederurner Eternitarbeitern, die nach Apulien zurückgekehrt sind. Dort brodelt es. Weshalb in Apulien und in Niederurnen nicht?
 Roselli: Ich glaube, dahinter stehen verschiedene Arten, mit der Vergangenheit umzugehen. In Apulien wird offen über die Krankheit geredet. Die Leute wissen, wer krank ist und wer gestorben ist. Im Glarnerland wird weniger darüber geredet und der Zusammenhalt ist weniger gross. Dazu kommt, dass in Apulien viele Leute gemerkt haben, dass sie bei der Suva versichert gewesen wären und ihre Rechte aus Unwissen nicht wahrgenommen haben. Das schweigt noch einmal zusammen. Sie sind nicht nur krank, sondern wurden nicht einmal informiert.

Kann man abschätzen, wie viele ehemalige Eternitarbeiter in den nächsten zehn oder 20 Jahren krank werden und sterben?
 Roselli: Nein, das kann ich nicht sagen. Fachleute schätzen, dass in der Schweiz in den nächsten zehn Jahren etwa 3000 Personen an Asbestkrankheiten sterben werden. Das sind aber nicht nur Eternitarbeiter, sondern

beispielsweise auch Dachdecker, die mit Eternit-Produkten gearbeitet haben, oder Leute aus ganz andern Branchen.

Sie beschreiben die Zustände im Eternitwerk von Casale Monferrato in Norditalien. Im Vergleich dazu scheint es in Niederurnen noch einigermaßen sauber zu und her gegangen zu sein.
 Roselli: Was in Casale Monferrato die Industriekatastrophe zur Okokatastrophe werden liess, ist die Tatsache, dass das Werk an einem Ende der Stadt war und der Bahnhof am anderen. Die Transporte dazwischen erfolgten mit offenen Lastwagen. Deshalb ist Casale eine der Städte in Italien, in denen die meisten Brustfellkrebsfälle auftreten. Und zwar sterben zunehmend nicht die Fabrikarbeiter, sondern zum Beispiel der Coiffeur, der die Haare der Arbeiter geschnitten hat oder der Wirt, bei dem die Arbeiter mit ihren schmutzigen Kleidern zu Mittag gegessen haben. Ich weiss nicht, ob die Dimensionen von Casale und Niederurnen so unterschiedlich sind. In Casale gibt es einfach eine gute Statistik. Die Gewerkschaften haben dort in den Siebzigerjahren begonnen, Dossiers zu führen. Im Gegensatz dazu gibt es in der Schweiz keine genauen Zahlen. Die Eternit selber weiss nicht genau, wie viele Menschen gestorben sind. Die Suva erfasst nur die anerkannten Fälle, ist aber bei Lungenkrebs sehr restriktiv mit der Anerkennung.

Es gibt also keine Zahlen, wie viele Todesfälle auf Eternit zurückgeführt werden können.
 Roselli: Nein, das gibt es nicht. Bei Interviews für mein Buch habe ich in der Schweiz gehört, dass man das Sterben als Schicksal angenommen hat. Eine Frau hat mir erzählt, es habe

in ihrer Jugend immer wieder Beerdigungen von Eternitarbeitern gegeben. Man habe von Krebs gesprochen, aber sich nicht gefragt, was die Ursache sein könnte. Und das war in Casale anders. Da war man sich bewusst, was passiert ist und die Fälle registriert.

Kann man einschätzen, wie gross das Risiko für die Anwohner in Niederurnen war?
 Roselli: Nein. Lange hat es von der Eternit geheissen, es seien keine Fälle von erkrankten Anwohnern bekannt. Aber das stimmt nicht. Es sind sehr wohl Fälle bekannt, zum Beispiel der von Herrn Jann, der als Kind neben der Fabrik gewohnt hat. Dann gibt es den Fall einer Putzfrau oder der eines Buchhalters bei der Eternit, die erkrankten. Aber man kann nicht sagen, wie viele Erkrankungen man noch erwartet. Ich möchte mit meinem Buch auch nicht Angst schüren, sondern dazu beitragen, dass die Leute sich öffnen und darüber reden.

«Sie wurden nicht informiert, ob sie krank waren.»

In Casale war eine Arbeitsmedizinern sehr engagiert und hat die Fälle dokumentiert. Welche Rolle haben die Glarner Ärzte gespielt?
 Roselli: Mir sind sehr negative Dinge zugetragen worden. Aus Apulien sind mir Fälle von Rückkehrern bekannt, die in der Schweiz nicht darüber informiert wurden, dass sie krank waren. Aber schon in der ersten ärzt-

lichen Untersuchung nach der Rückkehr wurden Metastasen entdeckt, und zwei Monate später sind die Leute gestorben. Was man mit Sicherheit sagen kann, ist, dass in Niederurnen Vorsorgeuntersuchungen gemacht worden sind, aber die Leute nicht erfahren haben, was dabei herausgekommen ist. Sie haben erst gemerkt, dass etwas mit ihrer Gesundheit nicht stimmt, als sie im Betrieb an einen anderen, weniger belasteten Arbeitsplatz verlegt worden sind.

Stephan Schmidheiny, der frühere Besitzer der Eternit, sieht sich selber offenbar als derjenige, der den Ausstieg aus dem Asbest vorangetrieben hat. Teilen Sie diese Einschätzung?
 Roselli: Ich habe immer wieder versucht, mit Herrn Schmidheiny zu sprechen, aber er hat sich nie einem Interview gestellt. Er hat 1978 den Ausstieg angekündigt. Aber im selben Jahr ist ein Verein der Asbestlobby, der «Arbeitskreis Asbest», gegründet worden, unter anderem von Vertretern der Eternit, die damals von Stephan Schmidheiny geführt wurde. In der ersten Sitzung wurde als Ziel die Verhinderung der Klassierung von Asbest in der Giftklasse 1 festgelegt. Da frage ich mich natürlich, was die Ausstiegsankündigung bedeutet, wenn man gleichzeitig diesen Verein gründet.

Was hat dieser Arbeitskreis bewirkt?
 Roselli: 1977 ist ein Fachausschuss des Bundesamtes für Gesundheit in Italien. Einsicht gekommen, Asbest sei krebs-erregend, man müsse etwas unternehmen. 1978 ist dann der Arbeitskreis gegründet worden. Die Herren des Arbeitskreises haben vorgebracht, wenn Asbest als Gift klassiert würde, gingen sie rechtlich dagegen vor. Anfangs der Achtzigerjahre wurde ent-

schieden, die Klassierung als Gift sei rechtlich zulässig. Aber das BAG war immer noch zögerlich. Denn die Klassierung hätte bedeutet, dass ein Totenkopf an den Produkten angebracht worden wäre und diese nicht mehr öffentlich hätten verkauft werden können. Man hat dann wieder das Gespräch mit dem Arbeitskreis gesucht, dieser hat vorgebracht, 98 Prozent des importierten Asbestes gingen an seine Firmen und die seien ja im Bild über die Gefährlichkeit. Da sei es doch nicht nötig, Asbest zu kennzeichnen. Das BAG hat dem Arbeitskreis das abgelehnt. Das ist ein unverzeihlicher Fehler. Das Zaudern der Ämter bewirkte, dass neun Jahre vergingen, bis Asbest als Gift klassiert wurde. Das wiederum hat den Prozess des Verbotes beeinflusst, das erst 1990 für den Hochbau und 1994 für den Tiefbau erlief.

Die Industrie hat argumentiert, dass ein kontrollierter Umgang mit Asbest möglich sei. Das bestreiten Sie.
 Roselli: Sogar Herr Holte ist ähnlicher Meinung wie ich. Er sagte, der kontrollierte Umgang sei zwar in der Theorie möglich, aber in der Praxis schwer umzusetzen.

Anders Holte sagt in einem Interview in Ihrem Buch: «Die Eternit hat stets und immer die Massnahmen getroffen, die dem damaligen Wissensstand entsprachen.» Was sagen Sie dazu?
 Roselli: Das ist das Objekt einer gerichtlichen Untersuchung in Italien. Ich kann das nicht beurteilen. Wichtig ist, dass die Suva jetzt endlich die Dokumente, die die Richter brauchen, nach Italien ausliefert. Wenn es zum Prozess kommt, wird das Gericht darüber entscheiden.

FORTSETZUNG SEITE 7



«Ein unverzeihlicher Fehler»: Maria Roselli wirft den zuständigen Bundesämtern eine zögerliche Haltung gegenüber der Asbestindustrie vor. Bild Daniel Fischli

«Die Vergangenheit ist eine Last»

In Maria Rosellis Buch kommen auch die Opfer zu Wort. Eines von ihnen ist Rita Feldmann, die Vater und Mutter an den Asbest verloren hat.

Aufgezeichnet von Maria Roselli*

«Leberzirrhose. Mein Vater, Emil Noser, starb an einer Leberzirrhose. Das sagten uns die Ärzte des Kantonsspitals und so steht es auch in den Berichten der Suva. Doch die Zweifel sind geblieben.

Vor allem seit auch meine Mutter gestorben ist, denn bei ihr lautete die Diagnose: Mesotheliom, ein Asbestkrebs. Eigenartig, denn der Verlauf der Krankheiten von Vater und Mutter war identisch.

Und jetzt hat mein Bruder Pleuraplaques, was erwiesenermassen auch vom Asbest kommt. Da versteht es sich von selbst, dass Angst und Zweifel aufkommen.

Mein Vater starb 1989. Er hatte 1944, als 14-Jähriger, bei der Eternit in Niederurnen begonnen und stets in den schlimmsten Abteilungen gearbeitet – dort, wo es am meisten Staub gab, wo die Asbestzement-Platten geschliffen wurden. Erst später kam er in die Spedition. Er ist mit 59 gestorben. Offiziell, wie gesagt, an einer Leberzirrhose. Doch diese Krankheit gibt es vom Trinken oder von einer Gelbsucht, und mein Vater war weder Trinker, noch hatte er je Gelbsucht gehabt. Im Spital sagten sie uns, da er keine Gelbsucht gehabt habe, komme das bestimmt vom Alkohol. Das ist, gelinde gesagt, absurd, denn erstens hatte er nicht das Geld zum Trinken, und zweitens hätten wir es gemerkt. Wir lebten zu zehnt, sieben Geschwister, die Eltern und die Grossmutter, in einer 4-Zimmer-Wohnung, da hätten wir doch gemerkt, wenn wir einen Alkoholiker in der Familie gehabt hätten.

«Für das Kantonsspital erledigt»
 Wir gingen deshalb zum Oberarzt und sagten ihm, wir liessen uns das nicht bieten. Als dann der offizielle Bericht kam, stand darin, es könne sein, dass Vater eine Gelbsucht gehabt habe, ohne dies zu bemerken. Genau so formulierten sie es. Damit war der Fall für das Kantonsspital abgeschlossen und erledigt – und auch für die Suva. Im Bericht der Suva stand, er habe zwar eine leichte Asbestose und Pleuraplaques gehabt, doch schlussendlich sei er an einem Leberversagen gestorben. Mag sein.

Die Beschwerden meines Vaters begannen, als er 40 Jahre alt war. Er hatte Atemprobleme und Wasseransammlungen und musste von da an immer Medikamente schlucken. Diese haben ihm wohl die Leber kaputt gemacht. Vaters Krankheit und sein Tod wurden von der Suva nicht



«Wenn sie ein Gewissen hätten, würden sie zu ihrer Vergangenheit stehen»: Rita Feldmann klagt die Familie Schmidheiny an. Bild Maria Roselli

als Berufskrankheit anerkannt, und somit erhielt Mutter auch keine Rente. Wir haben damals nicht weitergekämpft, weil Mutter das nicht wollte. Doch die Zweifel sind mir geblieben.

«Sie war nicht in der Produktion»
 Richtig hoch kam mir die Geschichte des Todes meines Vaters gut zehn Jahre später, als dann auch Mutter erkrankte und offiziell an einem Mesotheliom, einem Asbestkrebs, starb. Denn Mutter und Vater hatten dasselbe Krankheitsbild und denselben Krankheitsverlauf. Die Krankheit meiner Mutter, Erika Noser, kam für uns überraschend. Denn sie hatte nicht in der Produktion, sondern als Raumpflegerin in den Büros der Eternit gearbeitet, um den Lohn des Vaters aufzubessern.

Mutter hatte im Winter 2000/ 2001 einen hartnäckigen Husten und ging deshalb zum Arzt. Doch dieser schickte sie gleich ins Spital. Dort diagnostizierten die Ärzte eine nasse Brustfellentzündung, was auch immer da-

mit gemeint war, und entliessen sie bereits nach kurzer Zeit.

Mutter hat nur abends stundenweise in den Büros der Eternit gearbeitet. Ich denke nicht, dass sie die Krankheit dort in den Büros aufgesen hat. Vater kam mit seinen verstaubten Arbeitskleidern nach Hause, die sie waschen musste, und überhaupt hat man bei uns früher mit diesem Eternit alles gemacht. Das Material war allgegenwärtig, die Kinder brauchten es, um Hütten zu bauen, die Erwachsenen brauchten die Platten für den Garten, bastelten Gegenstände, sägten und bohrten daran. Alles, was aus Eternit gemacht war, galt als gut.

«Dieser Krebs ist brutal»
 Nach der ersten Hospitalisierung fühlte sich Mutter für einige Zeit besser. Doch im Oktober 2001 hatte sie wieder Atemprobleme und von da an wurde es immer schlimmer. Plötzlich bemerkten wir, dass sie in der einen Körperhälfte in der Bewegung leicht eingeschränkt war, wie wenn sie einen Schlaganfall gehabt hätte. Zwi-

schen Weihnachten und Neujahr begleitete ich sie deshalb zum Arzt, und er sagte nur, das sei bei dieser Krankheit typisch. Doch um welche Krankheit es sich handelte, erwählte er nicht, und ich wollte ihn vor der Mutter nicht danach fragen. Am Tag danach rief ich ihn an, und da hat er mir gesagt, dass er vermutete, es sei wegen des Asbests.

Mutter kam am 8. Januar ins Spital, am 20. Februar 2002 war sie tot. Sie war 74. Man hat ein Mesotheliom diagnostiziert. Ich denke, man kann fast beten, dass es so schnell geht wie bei meiner Mutter, denn dieser Krebs ist brutal. In ihrem Körper hat sich literweise Wasser angesammelt.

Als wir den Befund erhielten, habe ich von den Ärzten im Spital verlangt, dass man Mutters Krankheit bei der Suva melde. Doch die Ärzte meinten, dass sei nicht möglich, weil sie ja keine eigentliche Eternit-Arbeiterin gewesen sei, sondern nur die Büros geputzt habe. Ich musste die Sache also selbst an die Hand nehmen. Deshalb gelangte ich an die Eternit und ver-

* Maria Roselli: Die Asbestlüge. Geschichte und Gegenwart einer Industriekatastrophe. Rotpunktverlag, Zürich 2007.

langte das Formular für die Anmeldung bei der Suva. Von der Unfallversicherung kam dann schnell eine positive Antwort. Obwohl Mutter Raumpflegerin war, wurde das Mesotheliom als Berufskrankheit anerkannt, einfach weil sie eine Eternit-Mitarbeiterin gewesen war.

«Er hat Angst um den Job»
 Nach dem Tod meiner Mutter habe ich immer wieder auch an Vaters Tod denken müssen. Meine Zweifel liessen mich nicht mehr los. Ich suchte deshalb das Gespräch mit der Eternit und bat sie, den Fall meines Vaters nochmals zu überprüfen, denn wir seien überzeugt, dass Vater und Mutter an derselben Krankheit gelitten hatten. Die Eternit ging auf die Bitte ein, doch schon bald erhielten wir einen Brief von der Suva. Sie schickten uns denselben Arztbericht wie bereits vor Jahren. Sie nahmen sich nicht mal die Mühe nochmals zu recherchieren.

Offiziell ist mein Vater also nicht am Asbest gestorben, doch die Zweifel, die sind mir geblieben. Auch weil wir jetzt wissen, dass auch einer meiner Brüder Pleuraplaques hat. Wir Geschwister haben nun einfach Angst.

Unsere Vergangenheit lastet wie eine grosse Hypothek auf der ganzen Familie. Mein Schwager arbeitet heute noch bei der Eternit. Da kommt es schon zu Spannungen und Auseinandersetzungen, denn er steht zu seiner Firma und seinem Job. Er hat Angst, wie viele andere, den Job zu verlieren, wenn die Fabrik schlechtgemacht wird. Das ist ja auch normal, doch andererseits haben wir in der Familie all diese Krankheitsfälle.

«Wer ist schuldige?»
 Wer ist schuldige? Schuldige zu suchen ist schwierig. Am Anfang schaute man Asbest als eine Wunderfaser an. Wenn man weiss, dass es gefährlich ist, und doch dort arbeitet, dann ist es jedermanns eigene Sache, doch wenn das es unter den Tisch wischt, dann ist das nicht in Ordnung. Ich frage mich, wie kann eine Familie Schmidheiny so leben, im Wissen, dass so viele Menschen daran gestorben sind? Einige haben nicht mal dort gearbeitet.

70 Eternit-Mitarbeiter und -Mitarbeiterinnen sollen bisher am Asbest gestorben sein. So sagen sie bei der Eternit. Da staune ich. Ich könnte massenhaft Namen von Leuten nennen, die verstorben sind. Das lässt mich nicht mehr los. Und die Familie Schmidheiny, die die Firma mit Gewinn verkauft und sich aus der Verantwortung geschlichen hat. Man hätte sie in die Mangel nehmen, zu Rückstellungen verpflichten sollen. Wenn sie ein Gewissen hätte, würde sie zu ihrer Vergangenheit stehen.»

«Herr Schmidheiny antwortet nicht»

FORTSETZUNG VON SEITE 6

Hat man denn in den siebziger Jahren die Gefährlichkeit von Asbest schon gekannt?
 Roselli: Man hat schon sehr viel gewusst. Seit dem Anfang des letzten Jahrhunderts hat man gewusst, dass Asbest Asbestose verursachen kann. 1943 hat Deutschland Lungenkrebs auf Grund von Asbestexposition als Berufskrankheit anerkannt. Anfang der sechziger Jahre hat man in Südafrika und in Amerika grosse Feldstudien gemacht und bewiesen, dass Asbest Bauch- und Brustfellkrebs verursacht.

Als Glarner denkt man bei Asbest auto-

matisch an Niederurnen. Ein wie grosser Fisch war denn die Eternit Schweiz in diesem Geschäft eigentlich?
 Roselli: Ungefähr 90 Prozent des in die Schweiz importierten Asbestes gingen an die Eternit in Niederurnen und Payerne. Eternit war aber nicht nur in der Schweiz ein grosser Fisch, sondern weltweit. Die Familie Schmidheiny hatte in der Blütezeit Anfang der siebziger Jahre weltweit etwa 23 000 Beschäftigte in Eternit-Werken. Sie kontrollierte Werke in 16 Ländern, und in ebenso vielen war sie Mitinhaberin. Aber die Asbestototen in der Schweiz gehen natürlich nicht nur auf das Konto der Eternit. Garagisten haben Kupplungsbeläge aus Asbest

geschliffen oder Arbeiter haben in einer SBB-Werkstatt oder bei der ABB Kontakt mit Asbest gehabt.

«Eternit war ein grosser Fisch, weltweit.»

Asbest ist in der Schweiz seit 1994 verboten. Ist das Asbestproblem damit gelöst?

Roselli: Nein, das Problem ist nicht gelöst. Wir haben in etwa 80 Prozent der Häuser irgendwo Asbest. Das kann Asbestzement sein oder Asbestkarton, zum Beispiel bei Heizkörpern, oder eine Spritzasbestisolierung. Bei Abbruch- oder Umbauarbeiten läuft man oft in diese Falle. Das Bundesamt für Umwelt hat 1985 ein Inventar der Gebäude mit Spritzas-

best gemacht, allerdings lückenhaft. Die Liste wurde den Kantonen weitergegeben mit dem Auftrag abzuklären, wo sich eine Sanierung aufdrängt. Ich habe festgestellt, dass viele Kantone wenig oder nichts gemacht haben.

Sie schreiben, in der Schweiz fehle der politische Wille, die Asbestproblematik anzugehen.
 Roselli: Ich glaube, man ist 1994 mit dem Inkrafttreten des Verbotes davon ausgegangen, das Problem sei jetzt gelöst. Dem ist aber nicht so. Man hat fast hundert Jahre lang in der Schweiz krebsregendes Material produziert, und das verschwindet nicht von selbst. Diese Dimension hat man noch nicht verstanden.

Asbest ist noch nicht in allen Ländern verboten.
 Roselli: Nur 23 Prozent der Länder in der Weltgesundheitsorganisation haben ein Verbot erlassen, in 36 Prozent

der Länder wird noch produziert, die restlichen Ländern können Asbestprodukte importieren. Man kann dabei eine Verlagerung feststellen: Weg von Europa, hin zu Entwicklungs- und Schwellenländern. Es gibt ein riesiges Problem in Asien, vor allem in China und in Indien. Die Wirtschaft boomt, das geht einher mit einem Bauboom, Asbestzement ist gefragt. Auch in Russland wird auf dieses Material gesetzt. In diesen Ländern kursiert, wie früher in Europa, die Mär vom kontrollierten Umgang mit Asbest. Aber wenn dies in Europa nicht funktionieren konnte, wie soll es zum Beispiel in Indien funktionieren, wo Arbeitslosigkeit eine Nebensache ist?

Sind Firmen oder Personen aus der Schweiz noch an solchen Geschäften beteiligt?
 Roselli: Soll ich jetzt wirklich darauf antworten und Sie riskieren dann eine Klage, wenn Sie es schreiben? Es wäre ein Thema für ein nächstes Buch.